

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schuster, August: Ein Schritt vom Wege

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Fenster allerdings eine prachtvolle Aussicht auf das Gebirge boten, saß der Maler, aus einem kurzen Pfeifchen mächtige Rauchwolken qualmend, vor dem Tische und krante in einer mit Skizzen und Studien gefüllten Mappe herum.

„Was giebt's?“ brummte er, aufblickend. Und als er die Gretel erkannte: „He, du hast es ja gar eilig. Ich hab' dich ja erst auf morgen früh bestellt.“

Dabei ließ er aber seinen Blick wohlgefällig auf dem Mäd'el ruhen, das, mit erhitzten Wangen, das zerfetzte Kittelchen vom raschen Lauf verschoben, die braunen, nackten Füßchen mit Lehm bespritzt, an der Thüre stehend, seine unter dem wirren Haargelock hervorschimmernden Schwarzaugen scheu und bittend auf ihn gebettet hielt.

Hier, in dem mit spießbürgerlicher Nüchternheit eingerichteten Gemach fiel die Schönheit und malerische Zerklumptheit des Kindes noch mehr ins Auge als draußen im Rahmen der freien Bergnatur.

„Naa, also, was willst?“ fragte Wahlheim wieder, als Gretel noch immer schwieg.

Jetzt trat sie vor.

„Schön bitten thät' ich dich, daß d' mi heut noch abmalst.“

„Ei, was du sagst! Kannst es denn nicht mehr erewarten?“ lachte der Maler. „Und warum denn?“

„Damit i das schöne Silberstück krieg', das d' mir versprochen hast.“

Wahlheims Stirn zog sich in Falten: „Geldgierige Kleine Krange!“ dachte er. Laut aber sagte er:

„Was willst mit dem Geld?“

„Der Muatta geb'n. Sie brauch't's.“

„Hat sie dich hergeschickt?“

„Naa — sie waß nur von dir, daß d' mi malen willst.“

„So — und woher weißt denn du, daß sie's braucht?“

„G'hört hab' ich's, wie s' mit 'n Wirt g'red't hat, g'rad' vorhin. Fuffzig Kronen hat s' immer g'sagt, und er aa. Sie is 's eahm schuldt'. Und wenn sie's nit zahlen kann, so nimmt er uns unser Häusl und 's Feld und die Goasß — heut no'.“

Wahlheim wurde es eigen zu Mute. Das war es also, wovon gestern abend der Wirt mit dem Schmied so eifrig gesprochen hatte, als er sie den Namen der armen Frau nennen hörte.

Hestig zog er an seiner Pfeife, daß der Rauch in Schwaden gegen das offene Fenster zog.

Plötzlich fühlte er sich an seiner Hand gefaßt. Nicht an ihn geschmiegt, die stehenden Angstaugen zu ihm emporgerichtet, sagte Gretel: „Du — gib mir das Geld! Ganz still sitzen will i, nit muck'n, daß d' mi abmalen kannst, so lang als d' willst.“

Wahlheim wurde es heiß ums Herz. Seine sonnengebräunten Wangen röteten sich in jäher Blut. Er richtete sich in seinem Stuhl auf, und mit der freien Hand über die goldblonden Locken des Kindes hin-streichend, sprach er: „Geh heim, Gretel! Sag deiner Mutter, ich komme gleich nach und bring' ihr die fünfzig Kronen. — Geh, sag ihr's!“

Einen Augenblick stand Gretel unbeweglich. Dann, die Arme ausbreitend, als ob sie den Maler umarmen wollte, stieß sie einen leisen Schrei aus, und fort stürmte sie, wie ein Wirbelwind, zur Stube hinaus, heimwärts — zur Mutter.

Wahlheim erhob sich. Sinnend durchs Fenster blickend, dachte er: „Was es doch für allerlei Glend in der Welt giebt, überall, wo Menschen wohnen. Es ist noch gut, wenn ein Unglücklicher einem andern helfen kann!“

Dann holte er eine Banknote aus seiner Kassette, griff nach seinem Hute und verließ das Zimmer.

Als er bei Gretels Heim anlangte, fand er ihre Mutter vor der Thüre sitzen.

Schweigend, mit brennenden Augen stierte sie ihn an.

Gretel, die neben ihr auf dem Boden gekauert war,

kam ihm entgegen und sagte: „Sie will mir's nit glauben. Sie sagt, so was giebt's gar nit in der Welt.“

Wahlheim blickte um sich. Das Glend, die Verzweiflung, die sich in den verstörten Zügen der armen Frau malte, ergriffen ihn aufs tiefste.

„Gute Frau,“ hub er endlich an, „die Gretel hat mir alles erzählt, — ich will Euch gern helfen,“ und er reichte ihr den Geldschein. „Gebt acht, es sind hundert Kronen. Der Wirt muß Euch fünfzig herausgeben.“

Als die Frau aber, laut aufschluchzend, sich ihm zu Füßen werfen wollte, wehrte er ihr ab: „Es ist schon gut. Die Gretel muß es abtzen. Morgen mal' ich sie.“

Ein Schritt vom Wege.

Von August Schuster.

„Wissen Sie's schon? Der Herr Hauptmann ist gestorben, gestern abend. Er saß im Lehnstuhl und las gerade noch die Zeitungsrevision. Der Seberlehrling stand an der Thüre und wartete auf das Blatt. Das glitt ihm auf einmal aus der Hand, und als der Lehrling — es war der Bollmann — hinzusprang, um es aufzuheben, sah er, daß der Herr Hauptmann den Kopf vornüberlehnte. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.“

Es war der Faktor Gieshübel der großen Frohmuth'schen Druckerei, welcher diese Neuigkeit dem Korrektor Wäckerlin erzählte. Erschütterter vernahm dieser die Nachricht. „Ist's möglich!“ meinte er, „als er gestern zu seinem Mittagstisch in die »Sonne«



Die Frau warf sich ihm laut aufschluchzend zu Füßen.

ging, sagte er noch zu mir: Herr Wäckerlin, ich bin heute gar nicht recht wohl, ich habe wieder meine Schwindelanfälle. Ich werde heute nachmittag zu Hause bleiben. Schicken Sie mir doch die Revision! Daß es aber so schnell gegangen ist! . . . Er war ein braver Mann, unser Hauptmann. Zehn Jahre habe ich neben ihm gearbeitet. Er war die Pünktlichkeit selbst. Man mußte Respekt vor ihm haben.“

„Er hätte sich doch mehr schonen sollen,“ meinte der Faktor, „er hat in den letzten zwei Jahren doch furchtbar gealtert, ich glaube, die Arbeit ist ihm in letzter Zeit saurer geworden, als er sich's merken ließ . . . Nun ist für ihn »Schluß der Redaktion«, möge er in Frieden ruhen!“

Als zwei Tage darauf der Redakteur und Hauptmann a. D. Albert Fürstegott Ehrenberg unter militärischen Ehren bestattet worden war, hielt auch schon der neue Redakteur, der Doktor Schmerling, der telegraphisch berufen worden war, seinen Einzug in die Redaktionsstube.

Noch am selben Morgen klopfte es an die Thüre des Korrektors, dessen Arbeitszimmer dicht neben der Redaktionsstube lag.

„Ich möchte mich nur meinem Herrn Kollegen vorstellen. Ich bin der neue Redakteur, Doktor Schmerling, und hoffe, wir werden gute Nachbarschaft halten.“ Herr Korrektor Wäckerlin wurde ganz verlegen bei dieser Anekdote. Der Herr Doktor hatte ihn Kollege genannt! Es dauerte keine fünf Minuten, so hatte ihn der neue Redakteur, der ein Meister im Interviewen, d. h. Ausfragen, war, vollständig „geleert“. Er wußte nun, daß Herr Wäckerlin, ein Lehrerssohn, sozusagen von Kindesbeinen an im Geschäft, erst als Schriftsetzer thätig war, bis er endlich zum Korrektor avancierte, nachdem er sich durch Selbstunterricht die zu diesem Berufe nötigen Kenntnisse erworben hatte; daß er endlich seit drei Jahren verheiratet und Vater von zwei Kindern war. Dagegen hatte Herr Wäckerlin von seinem neuen Herrn „Kollegen“ nur erfahren können, daß dieser vorher nicht nur Redakteur einer andern, bedeutenden Zeitung, sondern auch Mitarbeiter von Familienblättern, mit einem Wort ein „hervorragender Schriftsteller“ war.

„Sagen Sie mal,“ meinte der neue Redakteur im Verlaufe des Gesprächs, „ich habe soeben die letzten Nummern unserer Zeitung angesehen; die sind doch unglaublich langweilig. Muß ein lederner Herr gewesen sein, dieser Hauptmann Ehrenberg. Na, das soll anders werden, es muß Zug in die Geschichte kommen, die Leute sollen ihre Freude erleben. Was halten Sie z. B. hier von dem Artikel, habe ihn noch gestern nach Mitternacht in der Krone bei einem Glase Wein probieren. Die Kistäder werden Augen machen, wie ich ihre Stadt und ihren Klatzsch schon kenne! Der alte Musiklehrer da, wie heißt der Kerl doch — Klimperl oder Wimmerl — übrigens ein kolossales Sumpshuhn — hat mir köstliche Sachen erzählt! Sehen Sie, so ist für mich Arbeit und Unterhaltung eins und dasselbe. Am besten arbeite

ich eben beim Glase Wein. 's ist freilich ein bißchen spät geworden — oder früh, wie Sie wollen — ich habe mich doch ein wenig gar zu eifrig in die Arbeit gestürzt. Ich glaube, ein Spaziergang vor dem Frühstück würde mir gut thun. Wären Sie nicht so freundlich, hier aus den Zeitungen „Bermischtes“ auszuschneiden? — es ist ganz egal was, 's ist ja doch nur zum Füllen. Den heutigen Leitartikel habe ich unterwegs auf der Reise geschrieben . . . das ist das Jamose an unserm Metier, wir können es treiben, wo wir stehen und gehen. Also, bitte schön, machen Sie mir den Schwindel fertig, lieber Wäckerlin. Auf Wiedersehen, Herr Kollege!“

Herr Wäckerlin blieb in freudiger Erregung zurück. Mit großem Vergnügen las er die Plauderei des neuen Redakteurs, denn sie war geistreich und witzig, vielleicht ein bißchen rücksichtslos, aber es konnte gar nichts schaden, wenn einmal ein paar Schlafmützen gerüttelt und einige wirkliche öffentliche Uebelstände gerügt wurden. Gerne besorgte darauf Herr Wäckerlin auch die Arbeit, die der Herr „Kollege“ ihm aufgetragen hatte. Die kleine Zeitverjämnuis wollte er bald wieder einbringen.

Nachmittags gegen drei Uhr kam der neue Redakteur wieder auf sein Bureau. Ein lustiger Herr! Er sang fortwährend, ging dabei im Zimmer auf und ab und sah auch einigemal dem Kollegen Wäckerlin in die Stube.

„Was treiben Sie denn da eigentlich?“ fragte er, dem Korrektor über die Schulter blickend, „das muß doch eine verflucht lederne Beschäftigung sein.“ —



„Was treiben Sie denn da eigentlich?“ fragte er, dem Korrektor über die Schulter blickend.

„Na, es geht . . . Dies hier ist ein wissenschaftliches Werk, man muß freilich aufpassen, kann aber auch viel dabei lernen. Ich könnte mir keine liebere Arbeit denken.“

„Na, das ist nun Geschmacksache,“ meinte der Herr Redakteur. „Was treiben Sie denn des Abends? Sie gehen doch wohl aus?“

„Einigemal in der Woche schon,“ meinte Herr

Wäckerlin, „sonst aber gehört der Abend meiner Frau und den Kindern, ich sehe sie ja sonst doch fast den ganzen Tag nicht. Dann lerne ich auch seit einiger Zeit Cellospielen und übe jeden Abend eine Stunde. Einmal in der Woche gehe ich in meinen Stenographenverein, dessen Vorsitzender und Lehrer ich in einer Person bin, und Samstags gehe ich zu den Proben und Übungen unseres Gesangvereins Konfordia.“

„Huhu, hören Sie auf,“ sagte Dr. Schmerling, „ich kenne das, — das ist so der tugendsame Lebenswandel eines rechten Philisters. Und um zehn Uhr in die Klappe, was? Ich muß sagen, ich hätte Sie etwas höher eingeschätzt.“

Herr Wäckerlin war unangenehm berührt. Was gingen denn diesen fidelem Herrn seine Privatverhältnisse und Lebensgewohnheiten an, und warum fragte er ihn denn danach? „Ein Philister glaube ich deshalb nicht zu sein,“ erwiderte der Korrektor. „Ich muß gestehen, das lange Wirtshaus sitzen wäre meine Sache nicht; ich brauche den Kopf zu meiner Arbeit, und da ist's am besten: früh zu Bett und früh heraus. Des Sommers fange ich oft schon um sechs Uhr an zu arbeiten, wenn gerade viel zu thun ist.“

„Er braucht den Kopf zu seiner Arbeit,“ meinte Dr. Schmerling lachend, „das ist wirklich famos. Glauben Sie vielleicht, ich gebrauche dazu etwa den Hintern — mit Respekt zu sagen? Im Gegenteil, man arbeitet ja viel leichter, wenn man etwas Del auf der Lampe hat, und meine besten Einfälle habe ich doch stets bei meinem Glase Wein. Nun, chacun à son goût. Wenn Sie aber einmal genug haben von der Leimfiederei, dann sagen Sie es mir, ich will Ihnen dann zeigen, wie man es machen muß, wenn man sein Leben genießen will. Man lebt ja doch nur einmal.“

Die Worte gingen dem Korrektor Wäckerlin im Kopfe herum. Nach der Gesangvereinsprobe war bei einem Glase Bier von nichts gesprochen worden als von dem neuen Redakteur. So einen schneidigen Kerl hätten sie in Kstadt noch nie gehabt, der tresse den Nagel auf den Kopf, wenn er die kleinstädtischen, unwürdigen Zustände verulkte und Vorschläge zur Besserung mache. Jetzt würde man endlich einmal des Lebens froh werden können. „Der muß gleich wenigstens passives Mitglied werden,“ meinte einer, und ein anderer, ein Beleuchtungsinstallateur, dessen Herz der neue Redakteur sofort durch einen Artikel „Mehr Licht“ gewonnen hatte, machte sogar den kühnen Vorschlag, ihn lieber gleich zum Ehrenmitgliede zu ernennen.

Den nächsten Abend sollte Herr Wäckerlin seiner Gepflogenheit nach zu Hause zubringen. Zum erstenmale, seit er verheiratet war, kam es ihm aber langweilig vor. Das Cello hatte er bald wieder in die Ecke gestellt, und als seine Frau, die nicht ganz wohl war, die Abncht aussprach, früher zu Bette zu gehen, sagte der Herr Korrektor verdrießlich: „Ja, was soll denn da ich anfangen? Ich kann doch nicht auch schon um neun Uhr zu Bette gehen!“

Verwundert sah seine Frau ihn an. „Du hast ja doch die Lesemappe noch gar nicht angesehen, sie ist ja heute erst gekommen.“

„Ach was,“ meinte Herr Wäckerlin noch verdrießlicher als zuvor, „den ganzen Tag habe ich ja doch nichts anderes zu thun, ich werde mich noch ganz dumm lesen! Ich glaube, ich will einmal in die Krone gehen, der neue Redakteur soll ein so vorzüglicher Gesellschafter sein, die Leute wissen nicht genug zu rühmen, wie unterhaltend, lustig und geistreich er ist.“

„Dann wünsche ich dir viel Vergnügen,“ sagte die junge Frau, „aber nicht wahr, du kommst nicht gar so spät . . . Du bist das Wirtshaus sitzen nicht gewöhnt und es bekommt dir gewiß nicht gut.“

„Da kannst du beruhigt sein,“ meinte der junge Ehemann, „um zehn, spätestens halb elf bin ich wieder zurück.“ Mit einem Kusse nahm der Korrektor von seiner Frau Abschied und griff nach Hut und Ueberzieher. Noch an der Hausthüre kehrte er um, es war ihm ein guter Einfall gekommen. Er hatte schon vor einiger Zeit einmal einen Artikel über ein lokales Vorkommnis geschrieben, sich aber nie damit hervorgewagt, weil der Herr Hauptmann „um des lieben Friedens willen“ es möglichst vermied, solche Dinge zu erörtern. Herr Wäckerlin ging an seinen Schreibtisch, nahm einen gefalteten Briefbogen aus demselben, steckte ihn zu sich und dann ging er muntern Schrittes der „Krone“ zu.

Ein nicht endenwollender Jubel und Bravorufe erschallten gerade in dem Augenblick, als Herr Wäckerlin das große Wirtszimmer der „Krone“ betrat. Dort saß im Kreise einiger lebensfroher Bürger der neue Redakteur. Er hatte eben eine Erzählung losgelassen, die von Wis übersprudelte, in der er von einer phantastischen Reise berichtete, die er unfreiwilligerweise auf den Mond gemacht haben wollte, wohin ihn ein furchtbarer Sturm mit samt seinem Regenschirm entführte, den er nicht loslassen wollte, weil er nagelneu war. Dann schilderte er die dortigen Zustände, in denen die guten Kstädter un schwer ihre eigenen erkennen konnten. Als sich die Reihe der Gäste etwas gelichtet hatte, gelang es auch dem „Kollegen“ Wäckerlin, in die Nähe des gefeierten Mannes zu gelangen, und noch ehe es zehn Uhr schlug, hatte der neue Redakteur den Artikel des Herrn Korrektors mit den Worten zum Abdruck acceptiert: „Aber natürlich, nur her damit, m. w. — machen wir.“ In der Freude seines Herzens blieb der Korrektor auch eine volle Stunde länger in der lustigen Gesellschaft, als er gewollt hatte, und bei der dritten Flasche Wein machte er eine Entdeckung, die ihn mit Freude und Stolz erfüllte . . . er fand, daß er dichten konnte!

„Sehen Sie, das macht das Milieu,“ sagte Doktor Schmerling, als er diesem die »Klage des Haus schlüssels« (so hieß das lustige Gedichtchen) vorlas, »der Wein hat Ihnen die Zunge gelöst. Zu Hause im Kinderzimmer hinterm Ofen ist noch niemanden eine geheite Idee gekommen.“

Es war über zwölf Uhr, als der Korrektor nach Hause kam, Frau und Kinder schliefen, die Frau that wenigstens so und fragte auch am andern Morgen mit keiner Silbe, wie es ihrem Manne gefallen habe. Dem Herrn Korrektor aber war gar kläglich zu Mute. Mürrisch ging er nach dem Geschäfte, das Arbeiten wurde ihm furchtbar sauer und doch war die Arbeit nicht tadellos, wie er später fand. Den heißen Kopf in die Hand gestützt, fand der immer lustige Dr. Schmerling den „Kollegen“ bei der Arbeit.

„Ah so!“ meinte er lachend, „der Junge bekommt Zähne, da wollen wir schon nachhelfen. Ein Gläschen Wein zum Frühschoppen und das »Zahnweh« ist wie weggeblasen.“

Nur ungerne ließ sich Herr Wäckerlin dazu überreden, des Mittags nach Geschäftsfluß zu einem „Tropfen“ in die „Krone“ zu kommen. Aber er ging doch mit und das „Zahnweh“ verging rasch. Herr Wäckerlin wurde jetzt ein regelmäßiger Besucher der sibielen Abendgesellschaft und auch beim Frühschoppen fehlte er selten.

„Nehmen Sie es mir nicht übel,“ sagte einmal der Kronenwirt zu ihm, „wenn ich Sie früher so ernst und bedächtig über die Straße gehen sah, vom Geschäft nach Hause und vom Hause nach dem Geschäft, habe ich Sie für einen Mordspilister, für einen rechten Leimieder gehalten . . . ich hätte zehn Mark gegen einen Pfennig gewettet, daß Sie weder lachen noch einen Wis machen können. Jetzt schütteln Sie die nur so aus dem Nermel. Ja, ja, die stillen Wasser!“

An Abenden, wo es in der „Krone“ stiller herging — und das geschah des Winters häufig, wenn etwa im „Kasino“ ein Ball, in der „Harmonie“ ein Konzert oder sonst eine Unterhaltung war — konnte man nun dort die neuen Freunde, den dicken Doktor Schmerling mit der goldenen Brille und den langen Korrektor Wäckerlin in dem behaglichen Winkel neben dem großen Ofen sitzen sehen. Der Redakteur schrieb da seine Leitartikel, während Herr Wäckerlin an einer humoristischen Geschichte arbeitete, die er auch bald seinem gelehrten Freunde zur Prüfung vorlegen konnte.

„Aber das ist ja etwas ganz außerordentlich Gelingenenes,“ meinte dieser, „man kommt ja aus dem Lachen gar nicht mehr heraus . . . Der dicke Bastian . . . das soll ich wohl sein! Sie verfluchter Kerl! Und wer den Kronenwirt kennt, ist nicht lange im Zweifel darüber, wer Ihnen zu diesem Prachtkerl von Windmüller Modell gestanden hat.“ Und der dicke Doktor schüttelte sich vor Lachen. „Sie,“ meinte er und stieß den Korrektor mit dem Ellenbogen an, „das kommt nicht in die Zeitung, . . . ich weiß dafür eine lohnendere Verwendung . . . lassen Sie mich machen . . . ich bringe die Geschichte in einer Zeitschrift unter.“

Und das that er. Vierzehn Tage später legte er seinem Freunde fünf glänzende Doppelkronen auf den Wirtstisch. „Das Honorar für Ihre Geschichte,“ meinte er. Es versteht sich von selbst, daß das freu-

dige Ereignis durch eine Flasche Extraguten gefeiert wurde. Bei dieser Gelegenheit machte der nun plötzlich aus einem unbekanntem Korrektor zu einem, wie er meinte, berühmten Schriftsteller gewordene Herr Wäckerlin seinem Freunde eine vertrauliche Mitteilung.

„Soll ich's gestehen?“ fragte er, „ich war schon im Begriffe, die ganze Schriftstellerei wieder aufzugeben. Meiner Frau macht es Kummer, sie meint, das Wirtshausstücken ruiniere mich . . . ich sei gar nicht mehr so heiter wie früher . . .“



„Das kommt nicht in die Zeitung, ich weiß dafür eine lohnendere Verwendung.“

Bei diesen Worten erhob sich Doktor Schmerling, weil ein Lachkrampf ihn schüttelte, und es dauerte eine Weile, bis er prustend die Worte hervorbrachte: „Dann soll doch Ihre Frau einmal hierher in die Krone kommen, vielleicht wird sie dann anderer Meinung.“

„Je nun,“ sagte der Korrektor doch etwas bedenklich, „das ist nun nicht zu leugnen: meine Frau hat verflucht wenig mehr von mir, und mir ist's zu Hause auch gar nicht mehr behaglich . . . mag sein, daß ich da nicht immer bester Laune bin. Und daß ich's Ihnen nur gestehe: Meine Stellung ist mir total entleidet! Dies ewige Einerlei, es macht mich ganz nervös. Und dazu noch der Verdruß mit dem Prinzipal. Ich weiß nicht, was er hat. Ich glaube, der Metteur, der scheinheilige Kerl, hat Gelüste, Korrektor zu werden, er muß mich beim Alten böß verflatscht haben, er bekomme die Korrekturen nie mehr zur rechten Zeit und was weiß ich . . . nun, ich will dem Kerl nicht im Wege stehen. . . . Wenn ich andere Ausichten hätte . . .“

„Aber die haben Sie ja doch,“ sagte verwundert der Doktor. „Sie werden doch nach diesem Erfolge nicht mehr daran denken, Korrektor bleiben zu wollen! Was fällt Ihnen denn nur ein! Ich habe Ihr Talent entdeckt . . . das Verdienst lasse ich mir nicht nehmen. Werfen Sie dem Alten doch den ganzen Bettel hin! Leben Sie Ihrem Talente, Ihren Neigungen! In zwei Abenden haben Sie ja jetzt soviel verdient als mit Ihrer Sklavenarbeit in einem halben Monat. Fort mit Schaden!“

Das leuchtete Herrn Wäckerlin ein. Er bat um seine Entlassung aus dem Geschäfte und erhielt sie

folglich bewilligt. An seine Stelle kam wirklich der Metteur, „das scheinheilige Luder“.

Jetzt war Herr Wäckerlin ein freier Mann, sein eigener Herr! Er hatte nicht mehr nötig, um sieben Uhr morgens am Pulke zu stehen und . . . er that es auch nicht. Des Vormittags blieb er meist im Bette liegen, wo er stundenlang nach der Zimmerdecke blicken konnte, um neue Geschichten auszudenken. Die „guten Einfälle“ waren aber gewöhnlich sehr spärlich, und wenn er sich überzeugt hatte, „daß es wieder einmal nichts war“, zog er sich an und ging in die Krone, denn mittlerweile war es wieder Zeit zum Frühschoppen geworden. Da ging nun alles viel leichter und besser. Bald hatte er wieder eine „Geschichte“ verfaßt, „erleuchtet vom Götterjunker, der aus der kristallinen Schale blüht“, wie Herr Doktor Schmerling es „so schön“ ausdrückte. Diesmal aber sollte Herr Wäckerlin, der neugebackene Schriftsteller, eine kleine Enttäuschung erleben. Das Manuskript seiner Erzählung wurde ihm von der Redaktion der Zeitschrift, an welche er es gefandt hatte, mit einem sehr höflichen Schreiben zurückgesandt, in welchem man bedauerte, „bei der Fülle des vorliegenden Materials ähnlicher Art von einer Annahme der Arbeit absehen zu müssen.“ Das Manuskript ging nun auf Reisen. Wie bei der ersten Redaktion erging es ihm auch bei zwei weiteren, bis sich endlich der Berl. ger einer wenig verbreiteten kleinen Zeitschrift bereit fand, „die Arbeit zu acceptieren. Allerdings aber gestatte das Budget der Zeitschrift nicht, über ein Honorar von zehn Mark hinauszugehen.“ Herr Wäckerlin war des ewigen Herumschickens seiner Arbeit müde und nahm das Gebot an. Mit andern Arbeiten rging es ihm nicht viel besser, und eines schönen Tages mußte Herr Wäckerlin mit Schrecken sehen, daß sein ganzer Kassenbestand noch einige Mark betrug, nachdem er von der Sparkasse die Ersparnisse der letzten fünf Jahre erhoben hatte, natürlich nur für so lange, bis der Briefträger wieder etwas „Eingeschriebenes“ für ihn hatte. Aber der Briefträger hatte nur noch selten etwas Eingeschriebenes für ihn und meist war auch dies nur eine an ihn zurückgekommene Manuskriptsendung.

„Das sind Kinderkrankheiten, das muß überstanden werden,“ meinte sein Freund, der Dr. Schmerling, als Wäckerlin diesem sein Leid klagte. „Mir ist es auch nicht besser ergangen. In Wien habe ich noch vor sechs Jahren einmal drei Tage lang nichts zu essen gehabt . . . ich glaube, man merkt es mir nicht mehr an. Uebrigens weiß ich Ihnen etwas . . . bis es besser kommt. Schreiben Sie kleine Lokalberichte für die Zeitung . . . fünf Pfennig die Zeile ist doch immer besser als gar nichts . . . natürlich nur, bis es besser kommt.“

Aber es wollte eben nicht besser kommen. Die hübsche kleine Frau des ehemaligen Korrektors und nunmehrigen Lokalreporters wurde zusehends blasser und elender und der Kummer und die Sorge sprachen ihr aus den Augen. Nicht lange darauf schenkte sie

ihrem Manne das dritte Kind. Gar still wurde der junge Weltbürger empfangen . . . Und noch immer wollte es nicht besser kommen. Als Herr Wäckerlin, der jetzt vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen sein mußte, um nur ja etwas Neues zu erhaschen, aus dem er einen Artikel machen konnte, eines Abends müder und abgepannter nach Hause kam, als je zur Zeit, wo er noch der vielbeschäftigte Korrektor gewesen war, und sich in gewohnter Weise an den altmodischen kleinen Schreibtisch setzen wollte, mit den verschnörfelten Füßen und den eingelegten Messingstäbchen, fand er zu seiner Verwunderung an dessen Stelle den tannenen Küchentisch mit einer alten grünen Decke behangen und darauf seine Papiere und das Schreibzeug, offenbar von der sorgenden Hand seiner kleinen Frau liebevoll geordnet. Das gab dem Korrektor einen Stich ins Herz . . . eine bange Ahnung sagte ihm, was geschehen war.

„Gretchen,“ fragte er mit bedrückter Stimme, „was ist denn mit meinem Schreibtisch passiert? . . . Du hast ihn doch nicht etwa . . .“



Herr Wäckerlin mußte sich an einem Stuhle halten, so hart trafen ihn diese Worte.

Da brach die junge Frau in Schluchzen aus. „Verzeih,“ sagte sie, „ich wußte wirklich keinen andern Rat mehr . . . Der Milchmann will nicht länger borgen . . . Die Kinder haben schon seit gestern keine Milch mehr gehabt.“

Herr Wäckerlin mußte sich an einem Stuhle halten, so hart trafen ihn diese Worte.

„Verzeih, lieber Mann,“ jagte schluchzend die blasse Frau, „ich weiß, wie du an dem alten Stücke gehangen hast, weil es das Meisterstück deines seligen Großvaters war. Aber für die anderen Sachen wollte der Pfandverleiher nichts geben . . . und die Betten wollte ich doch noch hier behalten. Sobald ich wieder etwas besser bei Kräften bin, will ich ja gerne suchen, Arbeit zu bekommen . . . Gedulde dich noch bis dahin, ich werde das Pfand schon wieder einlösen.“

Das war aber mehr, als Herr Wäckerlin ertragen konnte. Der große Mann schluchzte jetzt wie ein

Kind. Die bessere Einsicht hatte geseht. „Wir sind vom Wege abgekommen, liebes Gretchen,“ sagte er, „jetzt schleunigst zurück, ehe es zu spät ist.“

Und glücklicherweise war es noch nicht zu spät. Zu Herrn Frohmuth, dem Druckereibesitzer und ehemaligen Arbeitgeber des Korrektors, war nun dessen nächster Gang. Ernst, aber nicht unfreundlich empfing ihn dieser.

„Ich dachte mir, daß es so kommen würde,“ sagte er. „Sie sind nicht aus dem Holze geschnitten wie Ihr Freund, unser lustiger Redakteur. Der ist ein Zugvogel, oder wie er sich selbst nennt, ein Zigeuner. Er hat mir bereits seine Stellung wieder gekündigt, da er sich »verbessern« könne. Auch hat er weder Frau noch Kinder. Er hat es gewiß nicht schlecht mit Ihnen gemeint, als er Ihr »Talent« entdeckt zu haben glaubte. Ich kann mir nun denken, was Sie zu mir führt. Wenn Sie Ihre alte Stelle wieder haben wollen, sollen Sie sie haben. Ich hoffe jedoch . . .“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ erwiderte rasch und erröthend Herr Wäckerlin, dankerfüllt Herrn Frohmuths Hand ergreifend, „Sie sollen nie mehr über mich zu klagen haben.“

Und er hat Wort gehalten. Wie ein müßter Traum liegt jetzt die „sibele“ Zeit seiner Schriftstellerlaufbahn hinter ihm. Auf den Wangen seiner Frau ist die Röthe der Gesundheit wiedergekehrt und auch der Korrektor hat seine alte Lebensfrische wiedergewonnen. Der kleine, alte Schreibtisch steht längst wieder an seinem früheren Platze, und wenn Herr Wäckerlin wieder zur Feder greift (und das thut er hin und wieder doch noch, denn „die Kasse läßt das Mausen nicht“), so macht er seine Geschichten und Verse hübsch zu Hause, und „es geht auch so und noch viel besser“, meint er dann vergnügt, wenn er der stolz und aufmerksam zuhörenden Frau Korrektor beim Lampenscheine seine kleinen Werke vorliest, wenn die Kinder zur Ruhe gegangen sind und das Frauchen sich mit einer Handarbeit neben ihn gesetzt hat.



Die List der Eva.

Humoreske
von

C. Spielmann.

Der Urban Balzer war Bürgermeister des sehr hübschen, sehr sauberen, sehr freundlichen und ganz außerordentlich wohlhabenden Städtchens Burgberg, das in einem reich gesegneten norddeutschen Herzogthume liegt.

Wohlhabende Städtchen erfreuen sich meistens zufriedener und friedfertiger Bürger. Ihre Regie-

rung macht sich deshalb sozusagen von selbst. So war es auch in Burgberg. Der Herr Bürgermeister genoß die Gunst des Geschickes, zu jenen Glücklichen zu zählen, die sich mit Geschäften nicht allzuviel zu plagen brauchen. Ausgiebig durfte er sich deshalb auch seiner Lieblingsneigung, dem Gartenbau, hingeben. Ein Muster gärtnerischer, mit bestem Geschmaack gepaarter Kunst konnte denn auch der große Garten, den er dicht vor der Stadt besaß, genannt werden. Prächtigt auch lag das große Grundstück da. Von einem herrlichen Buchenhain trennte seine Vorderseite nur ein wenig befahrener Landweg, ein murmelnder Bach schlängelte sich mitten hindurch. Lachende Weiden begrenzten seine Rückseite. Auch rechts und links fiel der Blick auf smaragdene Wiesenteppiche. Zwischen diesen und dem Garten des Bürgermeisters befanden sich aber noch zwei andere Gärten, die zwei Bürgern des Städtchens gehörten und von ihren Eignern, dem Schönheitsempfinden des Bürgermeisters zum unausgesetzten Aergerniß, nur zum Krautbau benutzt wurden.

Der Krautgarten links gehörte dem Braueigner Zeld, der rechts dem Braueigner Rütz. Beide waren erbgeseßene Bürger des Städtchens, beide auch wohlbefreundet, sogar verwandt miteinander. Daß sie in ihrem Geschäfte Konkurrenten waren, that ihrer Freundschaft, ihrem guten Einvernehmen keinen Abbruch, denn jeder von ihnen hatte von alters her schon seinen großen und festen Kundenkreis. Auch in ihrem Vermögen nähmen sich die beiden Brauer nichts, hieß es im Städtchen. Aber gerade in diesem Punkte waren beide von gleich großem Ehrgeiz. Jeder schmünzelte stolz, wenn gute Freunde ihm sagten, daß er dem andern denn doch noch ein gut Teil vorgeben könne. War diese Rivalität zwischen den beiden Gambriusjüngern eine permanente, so traf sich augenblicklich ihr Ehrgeiz noch in einer anderen Sache. Jeder von ihnen strebte nach dem Posten des Hospitalinspektors, der bald vakant werden mußte, denn sein jetziger Inhaber zählte bereits nahezu seine neun Decennien. Man wurde alt in Burgberg. Spielten auch bei den beiden Bürgern die kleinen Emolumente, die der Posten abwarf, keine besondere Rolle, denn beide hatten es ja nicht nötig, so fiel doch die damit verbundene Ehre bei beiden gleich schwer in die Waage. Man konnte sich so hübsch ein Ansehen geben, wenn der Ratsdiener, mit dem man einst auf der Schulbank zusammen gesessen, ein Aktenstück brachte und dann devot fragte: „Haben der Herr Inspektor auch sonst noch Befehle?“ und man dann mit gemessener Freundlichkeit gütig und herablassend antwortete: „Dante, lieber Beyer! Wüßte nichts für den Augenblick.“

Der Hospitalinspektor wurde aus den acht Städtältesten, wie das ehrliebende Corps der Bürgervertreter in Burgberg hieß, vom Magistrat, der aus dem Bürgermeister und zwei Ratsherren, unstudierten Bürgern, bestand, gewählt. Der Bürgermeister präsentierte dem Collegio drei Kandidaten. Bei dem Ansehen, das der Bürgermeister in seiner Stadt ge-